



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Euer Hörschen war eine Indiskretion.

Es war das Werk des Schicksals. Und wenn ich auch gewollt hätte, ich hätte mich nicht entfernen können. Sieb Acht, sagte die Freundin, dieser arme Amardi irrt hier mit einem so verzweiflungsvollen Gesichte umher, daß man einen Erzeß befürchten muß. Er wird dich am Ende kompromittiren! — Mich kompromittiren? rief sie stolz im Gefühle ihrer verletzten Würde aus. Mich könnte ein solches Dings da kompromittiren? Ein Tintenflexer? Geh!

Mein Herr!

Es waren genau diese vornehmen Ausdrücke. Und doch, erwiderte die Freundin, empfängst du ihn, und er gehört zu deinen Intimen. . . . Pah! fiel ihr die Frau Gräfin ins Wort, mit dieser Art von Leuten hat das keine Konsequenzen. Sie dienen zum Amüsement der Gesellschaft und quälen sich irgend ein Bonmot zu sagen, welches geistreich erscheinen soll. Dieser spielt mit meinem Manne Whist. Und dient als Ableiter, fügte die andre Dame mit boshaftem Lachen hinzu; darauf klopfen Sie ihr mit Ihrem Fächer auf die Finger — ganz ebenso wie Sie es vor zehn Minuten mit mir machten —, und riefen lachend und im Tone des Zugeständnisses: Boshafte! Heutzutage, so fuhren Sie fort, ist es Modefache, im Salon einen Poeten und ein englisches Hündchen zu haben, wenn sie einen zu sehr ennuyiren, so setzt man den einen wie den andern vor die Thür.

Nein! Das habe ich nie gesagt . . .

Das haben Sie gesagt! Dann erhoben Sie sich vergnügt, um mit Ihrem gewohnten Feuereifer zu tanzen. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich damals empfunden habe. Aber als ich hinter diesem verwünschten Vorhange hervortrat, war ich um zehn Jahre älter geworden. Ich glaubte in aller Augen Hohn und Spott zu erblicken, sah in der honigsüßen Höflichkeit des Grafen Beldoni die schmachvollste Ironie. Die Geißel der Verachtung piff vor meinen Ohren, und all meine Liebe versank in einen Abgrund der Scham. Ich ging wie ein Wahnsinniger davon. Was ich thun sollte, das wußte ich nicht. Ich fühlte, daß meine Jugend verloren, mein Leben gebrochen war. Ich eilte nach meiner Wohnung, packte meinen Koffer und reiste ab.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Der neue Riesendiamant und feinesgleichen. In diesen Tagen wird in London ein Diamant von ungewöhnlicher Größe eintreffen oder eingetroffen sein, der am 27. März am Kap ausgegraben worden ist. Derselbe hat eine Länge von fast 2 und einen Durchmesser von $1\frac{1}{4}$ Zoll und wiegt nicht weniger als 302 Karat. Mit dieser Größe und diesem Gewicht ist er der

größte Edelstein seiner Art, der je in Südafrika, ja, wenn wir den Pitt und den Mattam in ungeschliffenem Zustande und ein paar Diamanten mit apokrypher Geschichte ausnehmen, überhaupt irgendwo gefunden worden ist.

Wir müssen hier auf einen weitverbreiteten, auch oft gedruckten Irrthum aufmerksam machen, der in der Meinung besteht, daß die großen an verschiedenen Orten aufbewahrten und als Weltwunder betrachteten Diamanten alle so wohlbekannt und ihrem Werte nach festgestellt seien wie etwa Bilder alter Meister von zweifelloser Herkunft. In Wahrheit verdienen vielmehr einige der sogenannten Riesendiamanten ihren Ruf keineswegs. So glaubt man z. B. allgemein, der Braganza, der sich unter den portugiesischen Staatsjuwelen befindet, sei größer, schwerer und wertvoller als alle andern bekannten Diamanten, während dies durchaus nicht der Fall ist. Der Braganza wurde in Brasilien gefunden, welches bisher nur wenige große Diamanten geliefert hat, obwohl hier jährlich zwischen 25- und 30 000 Karat ausgegraben werden. Davon sind höchstens 9000 Karat des Schleifens wert, die übrigen sind klein oder sonst von geringer Güte. Wäre der Braganza, der fast 1700 Karat wiegt und beinahe die Größe eines Gänsebies hat, unzweifelhaft ein Diamant, so würde er einen geradezu unberechenbaren Handelswert haben. Er ist jedoch nie geschliffen worden, und die portugiesische Regierung hat sich stets abgeneigt gezeigt, ihn von Sachverständigen untersuchen zu lassen, sicherlich in der Befürchtung, das Ergebnis möchte für den Ruf des Steines unvorteilhaft sein. Viele Fachleute glauben darum, er sei nur ein weißer Topas. Auch der Mattam ist von diesem Verdachte nicht ganz frei. Er wurde auf Borneo gefunden und befindet sich seit anderthalb Jahrhunderten im Schatze eines dortigen Nadschas, dessen Familie ihn als einen Talisman betrachtet, welcher seinem Besitzer Glück und langes Leben verbürgt. Infolgedessen sind mehrmals Kriege um ihn geführt worden, und um keinem Preis würde man ihn verkaufen. Er soll 367 Karat wiegen, hat eiförmige Gestalt und ist ebenfalls noch ungeschliffen. Der größte geschliffene Diamant ist, soviel bekannt, der Delow, der, 194 $\frac{1}{2}$ Karat schwer und von reinstem Wasser, einst den Thron Nadir Schahs zierte und jetzt das Szepter der russischen Zaren schmückt, in deren Besitz er unter Katharina II. gelangte. Nächst ihm rangirt der Großherzog von Toskana, der 139 $\frac{1}{2}$ Karat schwer und von etwas gelblicher Farbe ist, und der zu den österreichischen Kronjuwelen gehört. Sehr berühmt ist ferner der im französischen Kronschatze befindliche Pitt, welcher 136 $\frac{3}{4}$ Karat wiegt und sehr verschiedene Schicksale erlebt hat. Der Großvater des ersten Karls of Chatham kaufte ihn von einem indischen Juwelenhändler um 12500 Pfund Sterling und überließ ihn dann dem Regenten, Herzog von Orleans, für die Summe von 100 000 Pfund Sterling. Während der ersten französischen Revolution war er in Berlin beim Kaufmann Treskow verpfändet. Napoleon löste ihn ein und ließ ihn in seinen Degentknopf setzen. Nach der Schlacht bei Waterloo wurde er mit andern Kleinodien des Kaisers von den Preußen erbeutet. Er ist von sehr reinem Wasser, aber nicht ganz tadellos geschliffen. Ein sehr prachtvoller und großer Diamant ist endlich der Kohinur, der früher den Namen Großmogul führte und 1850 Eigentum der Königin von England wurde. Seine Geschichte reicht bis in das graueste Altertum zurück und gleicht in ihrer wechselvollen Entwicklung der Biographie des leuchtenden Opals, von dem in Walter Scotts Roman „Anna von Geierstein“ die junge deutsche Baroness ihrem Bekannten Arthur Philipson erzählt, und der, von einem Abnherrn derselben dem Sultan von Trapezunt abgenommen, die Eigenschaft hatte, wenn Gift in seine Nähe kam, zu erbleichen. Nach indischer Sage wurde der

Kohinur schon vom Helden Karna, den das Epos Mahabharata feiert, getragen. Sicheres weiß man aber von ihm erst seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo ihn der furchtbare Radscha von Malwa, Alaeddin Kilschji, in Nordkaratif raubte und nach Delhi brachte. Er soll damals 793 Karat gewogen haben, und man legte ihm einen so hohen Wert bei, daß Sultan Baber bei der Eroberung Agras keinen andern Tribut als seine Auslieferung verlangte. Als der Großmogul ihn 1665 dem französischen Reisenden Tavernier zeigte, hatte er, von einem ungeschickten venetianischen Steinschleifer zerbrochen, nur noch ein Gewicht von 280 Karat. Als Nadir Schah an der Spitze seiner wilden Tatarenhorden 1739 die blauen Berge jenseits des Indus überstieg und Delhi erstürmte, verlangte er Herausgabe des ganzen Schatzes der Dynastie des Großmoguls. Der Urenkel Aurengzeib, Mohamed Schah, schätzte aber den Kohinur, hauptsächlich als geheimnisvolle, zauberhafte Bürgschaft für die Wohlfahrt und Macht dessen, der ihn besaß, so hoch, daß er ihn nicht auslieferte, sondern ihn in den Falten seines Turbans verbarg. Indes verriet eine Frau seines Harems, die er ungebührlich behandelt hatte, dem Eroberer den Ort, wo der Stein verborgen war, und so ging er doch zuletzt verloren. Die beiden Fürsten saßen eines Tages in Delhi bei einem großen Feste zusammen und ergingen sich mit orientalischer Unwahrhaftigkeit gegenseitig in Versicherungen ewiger Liebe und Freundschaft, und zum Zeichen solcher Gefühle forderte Nadir Schah plötzlich seinen Nachbar zu dessen größtem Schrecken auf, mit ihm die Kopfbedeckung zu wechseln. Mohamed Schah hatte, als er der Aufforderung notgedrungen entsprach, noch eine leise Hoffnung, der versteckte Schah möge den Augen seines Freundes entgehen, und es könne gelingen, ihn wiederzuerlangen. Aber Nadir Schah war kaum in sein eignes Zelt zurückgekehrt, als er begierig die Falten des Turbans, den er sich eingetauscht, auflöste und das Kleinod fand und herausnahm. Als er nach Chorassan zurückging, begleitete ihn der „Sichtberg“ in seine Hauptstadt und wurde von ihm fortan wie sein Augapfel gehütet. Aber sein schwacher Sohn vermochte den Schatz nicht festzuhalten. Der Kohinur ging von ihm auf Ahmed, den Begründer der Dynastie von Kabul, über und wurde schließlich das Eigentum Schah Sudschas, der, nachdem er aus Kabul vertrieben und des Augenlichts beraubt worden war, den Edelstein mitnahm und mit mehr Zähigkeit als an seinem Leben an ihm hing. Seine Zerrfahrten brachten ihn zuletzt an den Hof von Lahore, wo er der Gast des Maharadscha Randschit Sing, des „Löwen des Pendschab,“ war. Als es diesem Fürsten zu Ohren kam, daß sein Besuch den Kohinur bei sich trug, versuchte er mit allerlei Listen, Bitten, Schmeicheleien und Drohungen, ihn auf gütlichem Wege in seinen Besitz zu bringen, aber lange Zeit ohne Erfolg. Zuletzt erreichte er seinen Zweck durch die Begum, die Gemahlin Schah Sudschas. Am 1. Juni 1813 übergab dieser das Kleinod seinem Besieger mit dem Wunsche, es möge stets dem zufallen, der über seine Feinde triumphire. Als Randschit Sing auf dem Sterbebette lag, versuchte man ihn mit allen Mitteln zu bewegen, den Kohinur dem Götzenbilde von Dschaggernauth zu vermachen, aber er zog vor, ihn seinem Nachfolger als Reichstalisman zu übergeben. Der Kohinur bewährte sich indes in jener Eigenschaft nicht: das Reich der Sikh wurde von den Engländern erobert und mit ihren indischen Besitzungen verbunden, und die Kronjuwelen von Lahore wanderten aus den Händen des jungen Maharadscha Dhulip Sing in die der ostindischen Kompagnie, die den Kohinur der Königin von England zu schenken beschloß. Lord Dalhousie sandte ihn mit zweien von seinen Beamten nach London, wo er am 3. Juli 1850 der zukünftigen „Kaiserin von Hindh“ überreicht wurde.

1851 war er einer der Glanzpunkte der Weltausstellung. Man schätzte seinen Wert damals auf 150 000 Pfund Sterling. Er war indes so ungeschickt geschliffen, daß Sir David Brewster vorschlug, einen Amsterdamer Sachverständigen, den Juden Boorsfanger, kommen und den Stein anders schleifen und fassen zu lassen. Dies geschah, am 6. Juli übergab der Herzog von Wellington den Diamanten Herrn Boorsfanger, und die Umschleifung begann, nach deren Vollendung derselbe, der zuletzt noch ein Gewicht von 186 Karat gehabt hatte, nur noch 102 Karat wog.

In den letzten Jahren ist Südafrika mit Erfolg in den Wettstreit mit Ceylon, Brasilien und Australien um den Ruhm eingetreten, als ein Fundort kostbarer Steine zu gelten. Der Dudley und der Stewart, beide vom Kap, waren bereits sehr achtbare Diamanten, und es ist nicht unmöglich, daß der jetzt in den Minen von Kimberley ausgegrabene Stein sich bei der Prüfung, der ihn der Juwelenkennner Bryce-Wright unterziehen wird, sich dem Pitt und dem Kohinur an Glanz und Wert ebenbürtig erweist. Auch an Käufern wird es dem neuen Weltwunder dann kaum fehlen. Zwar ist die Nachfrage nach Diamanten gegenwärtig nicht groß, da der Handel gegenwärtig nirgends besonders florirt, aber große Steine von reinem Wasser haben noch immer auf Liebhaber zu rechnen. Karl von Braunschweig, der „Diamantenherzog“ mit der vollen Börse, ist zu seinen weltfischen Vätern versammelt, und Fürst Demidoff, sein Rival, kauft auch keine Brillanten mehr. Aber in Amerika fehlt es nicht an Liebhabern solcher Sachen und ebenso wenig an Millionären, die in der Lage sind, sich dergleichen zu genehmigen. Die Herren Mackay und Vanderbilt z. B. könnten sehr wohl Neigung empfinden, sich den neuen Nebenbuhler des Kohinur anzuschaffen, und ob sie dreihundert oder bloß zweihundertundneunzig und dreiviertel Millionen besitzen, kann ihnen am Ende kein Kopfzerbrechen verursachen. Wie dem aber auch sei, die Kreise in London, welche sich für Diamanten interessiren, sehen der Ankunft des Kimberley wie einem Ereigniffe ersten Ranges entgegen.

Du, Ihr und Sie auf dem Lande. Bei einer öffentlichen Verhandlung traten unlängst Meinungsverschiedenheiten über den Gebrauch der Fürwörter Ihr und Sie bei der Anrede zu Tage. Sie hatten zum Teil ihren Grund in einer nur oberflächlichen Kenntniß der Verhältnisse und Sitten unter der ländlichen Bevölkerung, und wir haben aufs neue die Beobachtung anstellen können, daß mancher Städter glaubt, bei der Behandlung dörflicher Verhältnisse und Zustände ein Wort mitreden zu können, während er doch dabei den städtischen Maßstab anlegt und sich herausnimmt, ländliche Gewohnheiten damit zu messen.

Der Städter hat eben seine Denk- und Sprechweise, nicht minder aber auch der Landmann die seinige. Manche Eigentümlichkeit haben die letzten Jahrzehnte ins Weichen gebracht, darunter auch recht schöne und anmutende, zum lebhaften Bedauern des Volksfreundes und des Kulturhistorikers. Wer sein Leben bis in die fünfziger und sechziger Jahre gebracht hat, um von einem höhern Lebensalter ganz zu schweigen, welche Umgestaltungen und Wandlungen in Sitte, Tracht, Denk- und Sprechweise hat er an sich vorübergehen sehen! Noch aber ist bei dem tiefgreifenden Gegensatz zwischen Städter und Bauersmann manches bis auf den heutigen Tag geblieben, das dem Stadtbewohner naturgemäß weniger zur Kenntniß kommt als dem Beobachter auf dem Lande, welcher für die Verschiedenheiten zwischen Stadt und Dorf ein offnes Auge und Ohr hat. Das ist auch bei vorliegendem Gegenstande der Fall. Der Strich Landes, innerhalb dessen unsre Erfahrungen gesammelt sind, erstreckt sich etwa von Trier und Saarbrücken bis nach Rassel; es sind die

Gegenden zwischen Saar, Nahe, Mosel, Rhein bis zur Lahn, Werra und Fulda hin. Wir sind aber sicher in der Annahme, daß in weiten Strichen unsers deutschen Vaterlandes ganz oder doch beinahe ganz dieselben Eigentümlichkeiten und Sprachgewohnheiten bestehen, die wir in der Kürze darzulegen im Begriff sind. Der deutsche Bauer in den verschiedensten Teilen unsers gemeinschaftlichen Stammlandes hat über Erwarten viel gemeinsames. Gewisse sehr in die Augen springende Merkzeichen des Charakters, der Anschauung, Sitte und Urteilsweise finden sich weithin in merkwürdiger Übereinstimmung.

Dem Städter ist Personen gegenüber, mit welchen er nicht näher bekannt und vertraut ist, das „Sie“ bei der Anrede schon seit geraumer Zeit zur Gewohnheit geworden. Das „Ihr“ (französisch = vous) ist, man kann sagen ganz, außer Übung getreten; in seltenen Fällen redet das Kind seine Eltern noch mit „Sie“ an; das vertraulichere „Du“ ist an dessen Stelle getreten. Doch giebt es auch heute noch Familien, in welchen die Eltern oder Verwandten den Kindern, Neffen u. s. w. das mehr gleichstellende „Du“ nicht gestatten.

Unter den Landbewohnern dagegen ist die Anrede „Sie“ bis jetzt nur in sehr geringer Übung, wenn die Leute sich unter ihresgleichen im Gespräche bewegen. Vielmehr nennt, wenn das Lebensalter ein nicht zu verschiedenes ist, einer den andern einfach „Du.“ Ob man sich von früher her kennt oder sich vielleicht im Leben zum erstenmale sieht und spricht — z. B. auf Märkten, bei Festen, auf Reisen, beim Militär u. s. w. —, thut nichts zur Sache: der Junge nennt den Jungen, der Alte den Alten „Du.“

Die Kinder reden ihre Eltern nur in selteneren Fällen mit „Du,“ in der Regel mit „Ihr“ an. Gerade diesen Gebrauch des „Ihr“ haben wir in sehr verschiedenen Gegenden gleichartig gefunden; noch ganz vor kurzem hörten wir einen jüngeren Lehrer seinen Vater, der emeritirter Magister ist, nicht mit „Sie,“ sondern mit „Ihr“ ansprechen. Dieselbe Anrede „Ihr“ gebrauchen meist die jüngern Dorfbewohner den ältern gegenüber, sowie sie überhaupt zwischen Jung und Alt, auch im Verkehr zwischen einander bisher unbekannten Landbewohnern in Übung ist. Selbst Beamte, welche mit dem Volke in öftere Berührung treten, z. B. Bürgermeister, Geistliche, Lehrer, Förster u. s. w., bekommen hie und da, zumal aus dem Munde älterer Landleute, von Männern wie Frauen ein „Ihr“ zu hören und lassen es sich gern gefallen. Der Bauer ist eben in dem Maße an das „Ihr“ gewöhnt, daß es ihm bisweilen auch dann in den Mund kommt, wo er in der Regel sonst das modernere „Sie“ gebraucht. Andererseits ist es ein weitverbreiteter Gebrauch, und wir haben auch diese Übung in sehr verschiedenen Gegenden gefunden und uns selber ihr gefügt, daß die Beamten, welche im Kontakt mit dem Volke stehen, die Landbewohner mit „Ihr“ anreden. Es ist nun einmal diese Form der Anrede die den letztern vertrautere, liebere und gebräuchlichere. Wir sind fest überzeugt: wollte man bei vielen Landleuten Umfrage halten, ob sie mit der Anrede „Sie“ oder „Ihr“ im täglichen Verkehr beehrt sein wollten, sie würden in der entschiednen Mehrzahl sich für das „Ihr“ erklären, weil sie nicht entfernt daran denken, in dem „Ihr“ der Anrede eine Herabsetzung oder Beleidigung zu erblicken. Es war daher ganz und gar nicht nötig, daß in einem gegebenen Falle eine solche Frage zu einem crimen laesae aufgebauscht wurde. Noch jüngst, Anfang Februar dieses Jahres (1884), wohnten wir der Überreichung des Allgemeinen Ehrenzeichens an einen ältern, verdienten, seit Jahresfrist erkrankten rheinischen Ortsvorsteher bei. Im Namen des feierlichst versammelten Gemeinderates sprach der designirte Nachfolger jenes Mannes Worte der Anerkennung und Beglückwünschung. Von Interesse war

uns dabei die Beobachtung, daß bei der Anrede der um etwa zwanzig Jahre jüngere Mann (er ist 46 Jahre alt) an seinen Vorgänger stets die Anrede „Ihr,“ nicht „Sie“ gebrauchte; und der so redende gehört ohne Frage zu den im Sprechen wie im Schreiben gewandtesten Vorstehern der ganzen Gegend. Es war uns aufs neue ein im eigentlichsten Sinne des Wortes „sprechender“ Beweis dafür, wie tief das „Ihr“ noch im Volksleben wurzelt. Auch dem Vorsteher oder Bürgermeister des Dorfes gegenüber gebrauchen die jüngeren Ortsbewohner immer nur die Ansprache „Ihr,“ die ältern und die etwa gleichaltrigen das „Du.“ Selbst das „Er“ taucht in ländlichen Kreisen noch hin und wieder auf und bringt uns die Zeit des großen Friedrich ins Gedächtnis.

Spricht — dies nebenbei zum Schlusse — die Frau vom Manne, so gebraucht sie nicht selten die Bezeichnung „der Herr“ (Haußherr); redet der Mann von seiner Frau, so sagt er kurzweg „sie“ oder auch „es“ (das Weib?). Nur im Verkehr mit den Juden, welche den Bauer leider öfter heimsuchen als dem Volksfreunde lieb sein kann, wird, gleichviel ob einer jung oder alt ist, fast allgemein das „Du“ gebraucht. Wo immer sich ein Jude blicken läßt, gilt das „Du“ als selbstverständlich — wahrscheinlich als redendes Zeichen der Ehrverletzung und des tiefen Respektes vor der uneigennützigsten Nation.

Nachschrift. Soeben erhalten wir einen Brief, dessen Anfang noch einen prächtigen Beleg zu dem hier ausgeführten giebt: „Niederalben den 10. Mai 1884. Werthefter Herr, Euren Brief habe ich richtig erhalten, und habe darin gesehen, daß ihr das Kapietal verlangen, ich kann es ihnen auf der Stelle gerade nicht geben, aber ich will es ihnen sagen, daß ich biß den nächsten Herbst biß Michaelie es ihnen besorgen will u.“ Also „Ihr“ und „Sie“ bunt durcheinander! — Niederalben liegt im Kreis St. Wendel im Regierungsbezirk Trier.

Nochmals die Lessingstelle. Von Herrn Dr. H. Stürenburg in Leipzig erhalten wir folgende Zuschrift: Der geehrten Redaktion wird es nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß die in Nr. 18, S. 253 besprochene überschüssige Negation bei Lessing doch schon länger bemerkt war. Ich selbst bin schon in den sechziger Jahren darauf aufmerksam gemacht worden und entsinne mich, sie seitdem öfter besprochen gefunden zu haben. Zur Hand ist mir z. B. die Erklärung von Wolff-Bellermann zu Sophokles' Antigone (3. Aufl. 1878), Vers 4 οὐτ' ἀλγεῖνδον οὐτ' ἄρης ἄρεα: „Zu vergleichen sind Verbindungen aus neuern Schriftstellern, die denselben Fehler zeigen, wie Lessings Emilia Galotti 2, 6: Wie wild er schon war u. s. w., Schiller an Goethe (23. November 1795): Da man sich nie bedacht hat, die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken.“ [Mit der letztern Stelle verhält es sich allerdings etwas anders, da „sich bedenken“ durchaus nicht nur „Bedenken tragen“ ist. S. Grimm, Deutsches Wörterbuch, I, 1223.] Derselbe Bellermann hatte schon in der Berliner Zeitschrift für Gynnasialwesen 1872, S. 608 flg. und 922 die Lessingsche Stelle herangezogen, und Polle fügt ebendasselbst 1878, S. 641 weitere Beispiele hinzu, von denen gleich das erste ein „nicht unschwer“ aus Mößers Patriotischen Phantasien ist.

Zusatz der Redaktion. Da durch die vorstehende Zusendung die Frage noch einmal angeregt worden ist, so teilen wir nachträglich auch das von uns aufgestochene „nicht unschwer“ noch mit, das uns durch Zufall wieder in die Hände gelaufen ist. Es stammte nicht, wie wir meinten, aus der Feder eines unsrer namhaftesten Historiker, sondern aus der eines Schülers eines unsrer namhaftesten Historiker. Im Vorwort zu L. von Heinemanns „Heinrich von Braunschweig“

(Gotha, 1882) ist zu lesen: „Der Kundige wird in der Detailuntersuchung manche selbstständige Ansicht des Verfassers nicht unschwer entdecken.“

Die Quelle von Kleists *Marquise von D...* Die „*Marquise von D...*“ erschien im Februarheft des Kleistschen „*Phönix*“ (1808) mit dem Zusatz im Register „nach einer wahren Begebenheit, deren Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt worden.“ Die allerdings nur in dem Hauptpunkte benutzte Quelle der Erzählung glaube ich in einer Begebenheit gefunden zu haben, über welche Heinrich Voß in einem Briefe an Goethe vom 31. Januar 1807 (Goethe-Jahrbuch 5, S. 60 flg.) berichtet.

„Ich muß Ihnen noch von einer Krankengeschichte Bericht erteilen, die hier nicht bloß unter den Ärzten, sondern auch bei uns Laien viel Aufmerksamkeit erregt hat, und einen Beweis abtattet, wie geheimnisvoll die Kräfte der Natur wirken. Unser Professor Weidenbach, ein Leipziger Gelehrter, der vor einigen Jahren beim (Reichs-) Freiherrn von Münch Hofmeister war, verliebte sich in die schwerreiche Tochter des Hauses und die Eltern versprachen sie ihm, sobald er ein Amt erhielt, das der Familie Ehre brächte. Er wird darauf Privatdozent in Heidelberg und endlich Professor der Philosophie. Michaelis geht er nach A. um seine Braut heimzuholen. Wie ganz anders findet er diese, als er sie vor vierzehn Monaten verlassen hatte! leidend an den Folgen einer Verhütung und darauf eingetretenen kalten Fiebers; der Unterleib ist geschwollen und verhärtet, es zeigen sich unverständliche Spuren der Wassersucht, und das Übel wächst täglich. Der trostlose Bräutigam erwirkt sich von den Eltern die Erlaubnis, sie nach Heidelberg führen zu dürfen, wo Creuzers sich erbieten, sie bis zur Wiederherstellung aufzunehmen. Ackermann wird ihr Arzt; nach der dritten Untersuchung zeigt sich, daß sie nicht bloß Wasser, sondern auch ein Gewächs im Unterleibe habe. Bald mehren sich die Schmerzen so, daß das Mädchen einmal nach Mitternacht halb wahnsinnig aus dem Hause läuft, und zu ihrem Bräutigam eilt. Dieser läßt sie statt seiner in seinem warmen Bette ruhen, und wird ihr getreuer Krankenwärter. Starke Digitalisdekotte, die das Mädchen einnehmen muß helfen nichts. Nach drei Tagen wird es dem Mädchen höchst unruhig im Leibe, fast wie einer Schwangeren, die Schmerzen nehmen immer zu — *parturiunt montes, et nascitur ridiculus* — doch keine Maus, kein Wasser, kein Gewächs; auch nicht dies und jenes, sondern ein frischer, gesunder, derber Junge. Bräutigam und Braut sahen sich darauf fünfviertel Stunde an, ohne ein Wort zu reden; keiner kann begreifen, wie das zugehe. Endlich besinnt sich die Braut einer Schäferstunde mit einem französischen Offizier kurz nach der Belagerung von Ulm, und bittet ihren Bräutigam mit Thränen um Vergebung. Diese Geschichte hat uns viel Spaß gemacht, nur der Rudolfi nicht, der dies Beispiel nicht in ihren Erziehungsplan paßt. Jetzt sind Braut und Bräutigam sehr vergnügt miteinander, und freuen sich des Unterpfandes ihrer Liebe. Sie werden nun von hier gehen, und dann auf einem der Güter des Herrn von Münch einen fröhlichen Lebenswandel beginnen.“

Bei Kleist ist es ein russischer, hier ein französischer Offizier; in beiden Fällen nimmt die mysteriöse Begebenheit ihren Ausgangspunkt von einer Belagerung. Daß Kleist die Heldin seiner Erzählung ohnmächtig sein läßt, ist ein feiner psychologischer Zug, durch welchen der Charakter erheblich gewonnen hat.

Heidelberg.

K. Bartsch.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.